№ 10. Schlesische 1844.

Gebirgs-Blüthen.

Zehnter Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 7. März.

(Eingesandt.)

Der liebevolle Gerne-Groß.

Motto: Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.
Göthe's Faust.

Würmchen! ach wie bist Du klein,
Klein, kaum zum Ersehen!
Wirst nach kurzem Dunkel-Sein
Spurlos untergehen.

Lästig ist's der ganzen Welt,
Dein nur zu gedenken;
Und Du — ganz von Haß geschwellt,
Willst im Blut Dich tränken.

Nimm, mein Würmchen, Dich in Acht!
Hasse still im Dunkeln;
Zeig' Dich nie, wo voller Pracht
Helle Lichter funkeln. —

„Was? bin ich nicht schön und groß?
Spare Dein Beklagen!
Ha, ich wohn' in Königs Schloß,
Kann wer weiß was wagen!

„Sagst, ich sei von Haß geschwellt?
Ach, wie blind Dein Auge!
Sieh, wie an der bösen Welt
Ich voll Liebe sauge.

„Daß ich lästig bin der Welt,
Schmerzt die Liebe wenig;
Weiß ich doch, mein Thun gefällt
Meinem Herrn, dem König.

„Darum stell' Dein Klagen ein:
Ich bin groß und mächtig;
In des Adels hehrem Schein
Strahl ich hell und prächtig!" —

Armes Würmchen, trotz der Kron
Und dem hohen Adel
Spießt ein frecher Schneider schon
Dich an seine Nadel.

Ehrlich währt am längsten.

(Fortsetzung.)

„Lenens Zukunft ist gesichert," entgegnete der Pächter mit unverhehlter Abneigung, diese Saite zu berühren; „komme über mich, was da will, so bleibt der Lene nicht allein das, was ihre Mutter ihr hinterlassen, sondern auch

das, was ihr seither von der Güte der Baronin zugeflossen ist, und was jetzt bei meiner Caution in Euren Händen ist und von Euch verzinset wird, Herr Verwalter! — Ich verliere an der seligen Gnädigen noch mehr als Lene, denn ich entbehre jetzt der einzigen Macht, die bisher der Tücke meiner Feinde Schranken setzte, denen ich nun auf Gnade oder Ungnade überlasse bin."

„Bah, wer kann Euch feind sein, Pächter?" sagte Lehmann, die ganze Gegend nennt Euch und Eure Familie ein Muster von Ehrbarkeit und Sittenreinheit, und das, dünkt mich, ist ein festerer Schild als der Schutz einer selbst hülflosen Frau! — Ja, lieber Waller, das muß Euch der Neid lassen, Eure Kinder sind die bestgezogenen weit und breit; Euer Robert ist ein tüchtiger Bursche, dem ich nichts wünsche als einen würdigen Wirkungskreis für seine Kenntnisse und ein braves reiches Weib, die ihn in den Stand setzt, den ersteren zu finden. Und was die Lene anbelangt, Waller, da muß ich gestehen, daß sie das frühere Vorurtheil gegen die unehelichen Kinder in mir ganz widerlegt hat, ja — redlich gestanden! — ich habe erst heute Abend, als mein Ludwig mir gestand, daß er dem Mädel gut sei, mit Freuden meine Zustimmung zu seiner Wahl gegeben, und es ist ein Theil des Zwecks meines Kommens, daß ich mich erkundige, was Ihr von der Werbung meines Sohnes halten würdet!"

Der Pächter war nicht wenig erstaunt über die Wendung, welche dieses Gespräch genommen hatte; wenn er auch Anfangs bei den freundschaftlichen Anerbietungen des Verwalters von seiner früheren Abneigung gegen Diesen etwas zurückgekommen war, fand er sich jetzt doch plötzlich wieder in seinem alten Glauben bestärkt und sah in der Annäherung des alten Lehmann nur wieder die Lockungen des Idioten, der ihn verpflichten wollte, um ihn seinen eigenen Zwecken geneigter zu machen. — „Ich kann eigentlich gar nichts auf Euren Vorschlag erwidern, Herr Verwalter," nahm Waller das Wort, „Lenchen ist jetzt zwanzig Jahre, aber in dieser Hinsicht noch ein wahres Kind, sie denkt sicher noch nicht an eine Heirath oder begreift vielleicht, so klug sie ist, die Wichtigkeit eines solchen Schrittes noch nicht. Soll ich ihr rathen, so kann ich nur sagen, daß sie ganz ihrem Herzen und dem innern Berufe folgen soll; soll ich sie bestimmen, so lade ich vielleicht eine schwere Verantwortung auf mich, denn wer weiß, ob, was mir gut dünkt, den Beifall derer erhält, die an das Mädchen natürlichere Rechte haben als ich? — Der Förster ist ein Mann, dem ich recht gerne meine Tochter anvertrauen würde, wenn sie — meine Tochter wäre; Ihr, Herr Verwalter, kennt das Dunkel, welches über ihrer Herkunft schwebt — Ihr wüßt vielleicht mehr als ich, — müßt Ihr mir darin nicht Recht geben? Einmal in ihrem Leben muß Magdalene erfahren, daß sie nicht mein leibliches Kind ist, und da möchte ich mich nicht der Schuld bewußt fühlen, sie gegen Wunsch und Wissen an einen Mann verheirathet zu haben, der ihr vielleicht später nicht mehr genehm wäre. Kurzum, Herr Verwalter so viel ich auch Freundschaft für Euch fühle und Euch zu danken verpflichtet bin, — erlaubt mir, daß ich in dieser Sache weder für noch gegen handle, und wendet Euch lieber an Lene selbst, die ich herbeirufen will."

„Halt, Pächter!" unterbrach ihn Lehmann, „nur noch ein paar Worte zuvor. Ich halte das Meiste, womit Ihr Euch da ausredet, für Flausen; verlang' ich ja doch nicht, daß Ihr das Mädel zwingt, sondern daß Ihr nur mit gutem Rath die Werbung Ludwigs unterstützet, gegen welchen Ihr selbst gestehet, nichts einwenden zu können; mein Sohn hat sein gutes Brod, hat einst von mir, wenn auch nicht

viel zu erwarten, steht bei unserem gnädigen Herrn in großem Ansehen, enthebt Euch ein- für allemal der Mühe, für das Mädchen zu sorgen, die sich wahrlich nichts vergiebt, wenn sie ein ehrlich gezeugtes Kind rechtschaffener Eltern freit, denn eine Prinzessin von Geblüt ist sie nicht, darauf kann ich schwören; ja mein Ludwig will nicht einmal die Mitgift, die Ihr für Lenen aufgespeichert habt, weil er nicht ge- müssigt ist, auf ein Bischen Geld zu sehen, sondern würde im Gegentheil eher noch Euch ein Sümmchen vorstrecken, womit Ihr oder Euer Robert anderswo einen Pacht auf billi- gere Bedingungen eingehen könntet, als hier bei unserm geizigen Gutsherrn! — Doch was verliere ich da noch viele Worte: hätt' ich mir doch den ganzen Erfolg meiner Werbung an den Fingern abzählen können, wenn ich an die Wahrheit Dessen geglaubt hätte, was man in Aller Munde über Eure Pläne mit der Lene hört; für Euren eigenen Sohn habt Ihr sie bestimmt, weil Ihr in Eurem blinden Ehr- geize meinet, es sollte sich über kurz oder lang zum Mindesten ein regierender Monarch als Vater zu der Tochter einer Kammerjungfer bekennen! — Na, gesegne sie Euch, die süße doppelte Vaterfreude und die schmeichelhafte Hoffnung!"

„Lehmann!" rief der Pächter voll Ent- rüstung, indem er sich rasch im Bette erhob. „dieses Gerücht hat ein Teufel oder Ihr selbst erfunden. Außer uns Beiden und meinem Weibe weiß keine Seele in unserer Gegend, daß Lene nicht meine leibliche Tochter ist! Was Ihr mir vor zwanzig Jahren geläugnet habt — daß Ihr Magdalenens Mutter kennet, das gesteht Ihr heute selbst zu; schon damals miß- traute ich Euch wegen der Reden, deren Ihr Euch gegen Mutter Anna über das Kind er- laubt habt, heute ist mein Argwohn nur noch gestiegen; in Allem, was Ihr thut, ist eine tiefe wohlerwogene Absicht, und darum ver- muthe ich auch in dieser Eurer Werbung einen mir unbekannt gebliebenen höheren Grund, denn sagt mir, warum werbet Ihr im Namen Eures Sohnes, der doch längst mündig und sein eige- ner Herr ist? — Darauf antwortet Ihr nicht. Soviel wißt indeß, daß ich das verläumderische Gerücht als Lüge abweise, und Eure Aner- bietungen nehme, als wären sie mir nicht ge- macht; da sei Gott für, daß ich am fremden Eigenthum mich vergreife und auf Kosten der Verwaisten mich bereichere, oder daß ich die heiligste aller Pflichten je zu Zwecken schnöder Eigensucht mißbrauchte! Armuth, Herr Ver- walter, und Unglück bringen mich zu keiner Niederträchtigkeit."

Da stand nun der alte Lehmann vor dem Bette, wie der Sünder vor dem Richter; die Wahrheit, welche des Gegners ruhiger Blick durchschaut, hatte die Frechheit des grauen Bö- sewichts gewaltig erschüttert, und ihn um eine Antwort verlegen gemacht; seine erbleichten Lip- pen zitterten wie seine krampfhaft geballten Hände, und das Auge rollte wild unter den gesenkten Wimpern. — „Nun, nun, Pächter," sagte er nach einer Pause, in welcher er wie- der einige Selbstbeherrschung errungen hatte, „Ihr nehmt die Sache zu ernst, weil Euer Leiden Euch über die Maßen reizbar gemacht hat.. Wenn ich mir freilich die Sache genauer überlege, so muß ich Euch Recht geben. Ich will erst noch darüber schlafen, und dann mei- nen Sohn an die Lene selbst verweisen." —

11.

Die Sonne des Dienstags ging eben zu Rüste und warf ihre letzte röthliche Gluth über die herbstliche Landschaft. Aus der Tenne der Schloßscheune schallte das taktmäßige Auffallen der gewichtigen Dreschflegel, und im Kuhstalle besorgte die emsige Lene das Melken der brül-

lenden Kühe, die eben von den Alpweiden zurückgekehrt waren. Am Bienenhause in einem der hintern Höfe des Schlosses lehnte Robert, die Arme über die gepreßte Brust gekreuzt, und schaute mit düsterem Blicke hinaus in den westlichen in flüssigem Golde glühenden Himmel. Eine schwere Sorge hatte seinen Blick umwölkt, seinen kecken Mund in schmerzliche Falten gezogen, und tiefe Seufzer aus seiner Brust emporgerufen. Da legte sich plötzlich eine kleine Hand sachte auf seine Schulter. — „Du bist's, Lenchen?" sprach Robert, erschrocken umblickend; „warum jagst Du mir solchen Schreck ein?"

„Aus Besorgniß für Dich, lieber Bruder!" entgegnete Lene; „warum stehst Du hier an diesem einsamen Plätzchen in so tiefe Gedanken versunken, daß Du mein Kommen gar nicht gewahr wirst, und eben jetzt zusammenfährst wie Einer, den ein böses Gewissen plagt? — Was ist Dir, Robert? schon seit mehreren Tagen bist Du ganz anders und namentlich gegen mich nicht mehr der Alte?"

„Hast Du das wirklich bemerkt oder ist es nur Vermuthung?" fragte Robert nach einer Pause, während welcher er mit seltsamem Wechsel von Schmerz und treuer Liebe der Schwester in die schönen dunkeln Augen geblickt hatte; „ich bin mir nicht bewußt, Dich verletzt zu haben."

„Nein, gekränkt hast Du mich nicht, lieber Bruder," antwortete Lene, „aber dennoch hast Du etwas auf dem Herzen, das mich anbetrifft. Warum weilen Deine Blicke manchmal mit einem so seltsamen Ausdrucke von Wehmuth und Rührung auf mir, und warum meidest Du so ängstlich meinen Blick? — Robert, Bruder! Du bist mir Erklärung schuldig, denn Du hast mir meine Ruhe genommen, meinen Frieden gestört!"

„Hab' ich das wirklich? versetzte Robert; „hast Du in der That eine Ahnung, daß das, was mich bewegt, auch Dich betrifft? — Lenchen, ich d a r f Dir nicht sagen, was mir so zentnerschwer auf dem Herzen liegt, ich m u ß Dir verschweigen, was uns Beide trennt, und doch soll eben ich es sein, der Dir dies mittheilen soll!"

„Du sprichst ganz unverständlich für mich, Robert, und vermehrst nur noch meine Angst;" sagte Lene; „ist es denn so schrecklich, dieses Geheimniß, das auf Dir und mir lastet, daß ich es nicht wissen dürfte? Oder fürchtest Du etwa, ich sei zu schwach, es zu ertragen? Kennst Du mich so wenig, Bruder?"

„Wärest Du stark genug, die Nachricht gleichgültig hinzunehmen, daß Du — eine elternlose Waise bist? Lenchen! — Kannst Du es ertragen, Dich plötzlich aus allen Banden der Familie herausgerissen zu sehen, mit dem Fluche der Geburt belastet?" fragte Robert, „sieh', Lenchen, das kann kein Mensch, am wenigsten ein zwanzigjähriges Mädchen! Und doch will man mich überzeugen, daß Du dies lernen mußt!"

„Robert, Robert!" rief Lene erschrocken, „was soll das bedeuten? Soll die Angst mich tödten, wenn Du mir länger das ganze fürchterliche Geheimniß vorenthälst? — O, Robert, guter Bruder! längst lebt in mir eine Ahnung, ja ich möchte sagen eine furchtbare Gewißheit, daß ich nicht dieser Familie angehöre; es liegt in all' dem Thun und Wesen der Eltern ein Etwas, das mir kund thut, daß ich trotz aller Liebe und Sorge, die mir geschenkt wird, doch nicht Diesen Vater oder Jene Mutter nennen darf! — O es giebt Merkmale, die zu deutlich sprechen, als daß ein schwaches armes Kind sie verkennen sollte! Sprich, Robert! sieh! ich bin auf Alles gefaßt!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Maske.

Eine wunderbare Geistergeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Ein gleichsam geheimer Schauer schien ihn anzuwandeln, als sie nur ganz leise ihn berührte; er trotzte auch diesem und fragte:

„Aber, Maske, warum nehmen Sie so schüchtern meinen Arm? Sehen Sie es vielleicht ungern, daß ich Sie führe?“

„Gern, sehr gern! Im ganzen Saale, Graf, sind Sie der Einzige, zu dem ich dies sagen kann.“

„Gingen Sie schon jemals, schon irgendwo mit mir?“

„Oft. Hier und anderswo. Mit und ohne Maske.“

„Sie kennen mich also genau?“

„Genau! Ich schmeichelte mir einst damit: jetzt hoffe ich es noch mehr, als einst.“

„Und ich auch Sie?“

„Ja wohl, ja wohl.“

„Sonderbar! Und Ihren Namen, — darf ich ihn nicht wissen?“

„Sie dürfen wohl, doch nützen könnte es Ihnen jetzt nichts, eher schaden.

„Schaden? Ihr Name mir schaden! — Unbegreiflich! Unmöglich!“

„Aber doch wahr. Sie sind hier, um sich zu zerstreuen. Ein einziges Wort von mir dürfte Ihre Gedanken gewaltig sammeln.“

So ungefähr spann sich eine Unterhaltung an, welche mit jeder Sekunde für den armen Grafen wichtiger und dunkler zugleich wurde. Er empfand eine Bangigkeit, einen Schauer, der ihn auf's Höchste erschütterte und vermochte sich doch nicht loszureißen von der Erscheinung, die ihn ängstigte und zugleich mit Sehnsucht erfüllte. Mit Bedacht spielte er den Gang des Gesprächs auf verschiedene längst verflossene Begebenheiten seines Lebens: die Maske kannte sie alle; selbst manchen kleinen, ihm schon fast entfallenen Zug rief sie in sein Gedächtniß zurück. Da war kein Wort, das ihn aufzog oder neckte, und doch auch keines das nicht traf. Er kam mit heimlichem Zittern auf das Glück seiner Ehe; die Maske schwieg entweder gänzlich, oder sprach einsilbig. Dumpfer, unterdrückter schien ihre Stimme zu werden. Als der Graf in sie drang, ihm zu sagen, was sie auch davon wisse, brach sie in die Worte aus: „Sie fühlen allerdings, was Sie verloren haben, doch da man Sie hier an diesem Orte findet, so scheinen Sie sich bereits nach Trost und nach Vergessenheit umzusehen.“ — Es war ihm, als ob sie bei diesen Worten sich losreißen wollte. Doch er hielt sie fest und beschwor sie noch stärker, ihm zu sagen, wer sie sei und woher sie komme? Eine Bewegung mit der rechten Hand nach oben antwortete auf diese Frage und schien zu sagen: „Von dorther!“

Nun konnte der Graf den Ausbruch seiner Empfindungen kaum mehr zurückhalten. Indem er, um sich nicht den Augen Aller als Schauspiel darzustellen, sie bewog, in einem Winkel des Saales sich mit ihm niederzulassen; indem er anwandte, was er nur an Beredtsamkeit und Versprechungen aufzubieten vermochte, drang er unablässig in sie, entweder ihren Namen ihm zu sagen, oder, was er noch lieber wünsche, sich zu entlarven. Lange widerstand sie noch jetzt, oder schwieg vielmehr. Endlich als er sie, wenn sie jemals geliebt habe, beim Gegenstande ihrer Liebe beschwor, seine Bitte nicht länger zu verweigern, sprach sie gleichsam halb unwillig: „Wohlan, ich will mich entlarven! Aber nicht hier. — Wissen Sie ein einsames Nebenzimmer, und verharren Sie durchaus bei Ihrem Eigensinn, so führen Sie mich hin.“ — Er stand auf. — „Aber ich fürchte, Graf, oder vielmehr, ich weiß ge-

wiß, es wird Sie gereuen!" Er blieb bei seinem Wunsche."

Sie gingen. Dem Günstlinge des Fürsten war bald ein Nebenzimmer aufgeschlossen. Als sie hineintraten, sah sich die Maske überall um, ob sie auch ganz gewiß allein wären. Ueberzeugt davon, fragte sie ihren Begleiter abermals, ob er noch wünsche, ihr wahres Gesicht zu sehen. „Ja, ja, ich flehe Sie darum an!" Sie nahm die Larve weg, und wie vom Blitze getroffen sank Graf S. zu Boden, denn er erblickte — einen Todtenkopf.

Wie lange er in dieser Ohnmacht gelegen haben mag, läßt sich nicht genau bestimmen; daß er endlich wieder zu sich kam, hatte er nur der Fürsorge des Fürsten zu danken. Immer hatte dieser ein aufmerksames Auge auf seinen Liebling gerichtet. Sein langer Spaziergang mit einer Maske, welche Niemand kannte, die Wärme ihres Gesprächs, oder vielmehr die Lebhaftigkeit, womit der Graf allein das Wort zu führen schien, hatte den Herzog schon ein wenig befremdet; noch mehr verwunderte er sich, als er Beide mit starken Schritten aus dem Saale sich entfernen sah. Gern hätte er sich von diesem Weggehen einen Grund gedacht, der auf Redouten bei warm und innig gewordenen Unterredungen sich öfter finden soll, und sicher hätte er sich dann über die glückliche Heilung seines Freundes von seinem trostlosen Jammer gefreut. Aber diese Genesung schien ihm doch allzurasch, die Miene des bisherigen Gespräches allzuernst, die Entfernung selbst zu unvorsichtig zu sein. Noch unwahrscheinlicher war es ihm, daß der Graf sich weggestohlen haben sollte, ohne sich vorher bei ihm zu beurlauben. Doch eine geraume Frist verging und der Günstling kam nicht zurück. Da ward der Fürst unruhig und erkundigte sich ernstlich und dringend nach ihm. Man zeigte ihm das Zimmer, worin der Graf und der Domino sich befinden mußten. Der Herzog selbst klinkte an der Thüre, sie sprang auf, und man fand den Grafen mitten im Zimmer, wie entseelt, dahingestreckt. Bediente und Aerzte flogen nun auf den ersten Wink herbei. Nur mit vieler und anhaltender Mühe brachten sie ihn in's Leben zurück. Als er sich wieder einigermaßen erholt zu haben schien, hieß der Fürst Alle abtreten und befragte den Kammerherrn um die Ursache dieses traurigen Vorfalls. Dieser machte seinem Gebieter kein Geheimniß daraus. Der Fürst staunte und hätte gern geglaubt, der Graf spräche in der Hitze des Fiebers, aber der Puls und das Zeugniß der Aerzte widerlegten diesen Verdacht. Auch hatte ja der Fürst einen Theil des Vorganges mit seinen eigenen Augen gesehen. Nach jener geheimnißvollen Maske wurde sofort die genaueste Untersuchung angestellt, aber sie gab kein Licht in der Sache. Niemand hatte dieselbe weggehen gesehen, und doch war sie auch nirgends. Alle Lohnkutscher, die vor dem Schlosse hielten, alle herrschaftlichen Bedienten wurden befragt, Keiner hatte sie gefahren, Niemand sie bedient. Endlich meldeten sich zwei Sänftenträger. Sie hätten, so berichteten sie, vor einer kleinen Stunde allerdings einen weiblichen Domino, der aus einer Hinterthür gekommen sei, weggetragen. „Aber wohin, wohin?" — Zum Kirchhofe. Dort habe die Maske zu halten befohlen, habe dem hintern Träger beim Aussteigen einen alten, ganz verschimmelten Dukaten in die Hand gedrückt und schnell die Kirchhofspforte hinter sich zugeworfen. Wohin sie dann gekommen sei, wüßten sie nicht. So viel sie vor Furcht und Schrecken hätten gewahr werden können, sei sie in den Grüften rechter Hand verschwunden. Hier lag das Erbbegräbniß des gräflichen Hauses. Alle Spuren hörten hier gänzlich auf. Man sah und hörte,

trotz oft wiederholter Nachforschung, nichts weiter von der räthselhaften Maske.

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Das Du in der preußischen Landwehr.) Es ist nie ernste Absicht gewesen, das „Du" bei der Landwehr einzuführen. Eine höhere Militärperson erzählte den wahrscheinlichen Ursprung dieses Gerüchts folgendermaßen: Beim letzten Manöver habe der Chef einer Landwehrabtheilung sich mit einigen Soldaten unterhalten, er habe den ersten gefragt: „Wie heißt Du, mein Sohn? Wer bist Du?" — „N. N., Kreis-Justizrath von N. N." — Den folgenden: „Wer ist Er denn, mein Lieber?" — „Ober-Landesgerichts-Assessor N. N." — Den dritten: „Und wer sind Sie?" — „Herrschaftlicher Kutscher N. N. bei N. N." — Dem Militärchef kam das selbst komisch vor, und lachend über diese umgekehrt angebrachten Titulaturen soll er hingeworfen haben: Man sollte eine Anrede festsetzen, das trauliche Du sei unter allen Personen singularis und pluralis die beste, Sie aber die allersinnloseste. In Folge dieses komischen Vorfalls kam die Sache im Kreise höchster Militärpersonen zur Sprache, und sie stimmten für das trauliche Du. Weiter soll nichts Thatsache sein.

Es soll sich in Berlin ein Verein gebildet haben, der blos Deutsch spricht. Jedes eingemischte Fremdwort kostet Strafe. Nun gut, da lernen am Ende Einige wirklich Deutsch reden, was zwar sein Bedenkliches hat, da die deutsche Sprache gar zu ehrlich ist und ohne viele Complimente.

Im „Bamberger Localblatt" sucht eine Frau einen tauben Hund, der auf den Namen Hektor hört, und im „Würzburger Anzeiger" eine Frau, welche ihr Kind beim Herausgehen aus der Kirche verloren, das sie aber nicht beschreiben kann, weil über den Verlust ihr Schmerz zu groß sei.

„Sprechen Sie nicht von den Heldenthaten Ihrer Familie," sagte ein Aufschneider; „das rothe Meer ist blos durch das Feindesblut entstanden, welches meine Vorfahren mit eigner Hand ihren Gegnern abgezapft haben."

Tags-Begebenheiten.

Berlin. Ein allgemein verbreitetes Gerücht, dem es an Wahrscheinlichkeit nicht zu fehlen scheint, sagt: daß der König von Hanover die verwittwete Großherzogin von Meklenburg-Schwerin, (Schwester Sr. Majestät des Königs von Preußen) heirathen werde. Die Großherzogin ist die Nichte der verstorbenen Königin von Hanover und 41 Jahre alt. Der König von Hanover ist 73 Jahre alt. Er wollte seine Regierung an seinen blinden Sohn abtreten, dagegen haben aber die Agnaten, der Bruder des Königs der Herzog von Cambridge und die englische Regierung Einspruch gethan und nun scheint es, er wünscht noch selbst zu einer anderweitigen Descendenz zu gelangen.

München. Der König hat verboten, daß Unterstützungsgelder des Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung für die protestantischen Gemeinden in Baiern nicht angenommen werden dürfen. Dergleichen störe den Religionsfrieden in Deutschland. Die Geistlichen, welche dem zuwider handeln, sollen streng bestraft werden. (Man möchte wohl fragen, ob wir im 19. oder 9. Jahrhundert leben?)

Nach einem Privatschreiben aus Zürich haben in den Fluthen des Vierwaldstädter-Sees, unfern dem Städtchen Wallenstadt, ein Schullehrer und vierzig Zöglinge, in Folge des Herabstürzens einer Schneelawine, ihren Tod gefunden.

Cypressenkranz

auf das Grab unserer innigst geliebten Tochter,

Wilhelmine Luise Haase.

Sie endete ihre irdische Laufbahn den 1. März 1843.

Ein Jahr mit seinen mächt'gen Schwingen,
Ist schnell und flüchtig zwar enteilt;
Doch all' sein Geben, all' sein Bringen
Hat unsere Wunden nicht geheilt.
Du fehlst uns, Luise, Dein treues Lieben
Wird durch kein Erdenglück ersetzt!
Dein Tod hat uns vom Glück geschieden,
Und unsere Herzen tief verletzt.
Doch — schlafe sanft im Schooß der Erde
Dem großen schönen Morgen zu,
An dem des Weltenrichters „Werde" —
Dich gehn heißt aus des Grabes Ruh;
Dort oben winket Wiedersehn
Umstrahlt vom ew'gen Morgenroth;
Dort quält uns nicht mehr Erdenwehn,
Und nicht mehr trennt uns Grab und Tod!

Waldenburg den 1. März 1844.

Die hinterlassenen Eltern.

Nachruf

am Grabe unserer geliebten Tochter

Auguste Louise Rath geb. Schreiber.

Sie starb am 6. März v. J. an den Folgen einer schweren Entbindung, im Alter von 38 Jahren und 3 Monaten.

Friede sanfter Friede winkt
Nach des Lebens Prüfungstagen,
In des Grabes Stille dringt
Nicht Geräusch der Welt und Klagen,
Leiden, Schmerz und Sorgen fliehn,
Wenn wir ein zum Jenseits ziehn.
Alle Mängel dieser Welt,
Schwinden mit der letzten Stunde,
Gram und Ungemach zerfällt
Bei der Gräber heil'gen Bunde.
Denn es schweigt der Sturme Wuth
Wenn das Schiff im Hafen ruht.

Frommer Muth und Gottvertraun,
Helfen Leiden überwinden.
Nur auf ihn den Schöpfer baun,
Heißt die rechten Wege finden.
Er ists der des Drangsals Macht
Liebevoll uns leichter macht.

Dieser Trost er war mit Dir
Selige so eng verbunden,
Durch ihn hast Du immer hier,
Nur Beruhigung gefunden.
Heil sei Dir! in jenen Höhn
Wirst Du seine Früchte sehn.

Du hast stets mit Freudigkeit,
Deinen Pflichten obgelegen,
Immer warst Du gern bereit,
Zu verbreiten Glück und Segen.'
O es wird im Licht=Verein
Deine Erndte reichlich sein.

Ruhe wohl, wir werden Dich
Bald im Jenseits wiederfinden,
Unsre Herzen werden sich
Dort der Freude Kränze winden.
Ruhe wohl in kurzer Zeit,
Einigt uns die Ewigkeit.

Waldenburg im März 1844.

Joh. Gottfried Schreiber,
Sus. Elisabeth Schreiber
geb. Scholz,
als Eltern.

Eduard Schreiber,
Heinrich Schreiber,
Julius Schreiber,
als Brüder und Schwägerin.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations=Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.